

**Imagination und Illusion.****Verschleierungen und Verblendungen in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften**

Tagung des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs SFB 485

„Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration“

Konstanz, 4. bis 6. Mai 2006

Erst ganz am Ende der Konferenz offenbarte der Luzerner Soziologie *Rudolf Stichweh* ein Unbehagen, das ihn sichtlich bewegte. In tastendem, beinahe stockendem Duktus äußerte er den Eindruck, dass das Konferenzthema genau betrachtet unzeitgemäß sei, sich nicht so recht füge in eine Gegenwartskonstellation, der eher der Sinn nach rigider Informationseindämmung stehe als nach noch mehr Wissen und Selbstaufklärung. Vielleicht sei, unter diesem zeitdiagnostischen Gesichtspunkt wenigstens, das Grundanliegen der gesamten Tagung schlicht obsolet, insbesondere aber die Pointe einer mit „Entlarvungen und Offenlegungen“ überschriebenen Schlusssektion. Dass diese, erkennbar konstruktiv gemeinte Bemerkung einen unmittelbar einsichtigen Bogen zum Konferenzauftakt spannen und die zweitägigen Diskussionen der Tagungsteilnehmer eindrucksvoll abrunden konnte – dies ließe sich nur schwerlich behaupten. In ihrer Einführung nämlich sahen sich *Rudolf Schlögl* (Neuere Geschichte), der Sprecher des veranstaltenden Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs SFB 485 „Norm und Symbol“, und der SFB-Koordinator *Christopher Möllmann* (Neuere Geschichte) noch etwas grummelnd dem Zeitgeist ausgeliefert und witterten eine intellektuelle Stimmungslage, in die sich die Konferenz eher zu gut als zu schlecht einzupassen schien.

Das Tagungskonzept ging von der Ausgangsüberlegung aus, dass der Sachverhalt von „Verschleierungen“ und „Verblendungen“ zu unrecht aus dem Blickfeld der Kulturwissenschaften geraten ist und deshalb unter neuen methodisch-theoretischen Prämissen wieder vermehrte Aufmerksamkeit verdient. Zwar stand für die Veranstalter außer Frage, dass soziale Imaginationen Wirklichkeiten eigener Art erzeugen und nur um den Preis eines wie immer gearteten, aber auf jeden Fall unbefriedigenden Reduktionismus als bloße Illusionen abqualifiziert werden können. Doch sahen sie in der intellektuellen Entwicklung des Konstanzer Kollegs zugleich zahlreiche Hinweise darauf, dass Normen und Symbole als Formen der Sinnkonstitution an Grenzen stoßen und sich als Barrieren der Wirklichkeitsrepräsentation und -gestaltung erweisen können. So lenkte ein von Jürgen Osterhammel geleitetes Teilprojekt zu neuzeitlichen „Zivilisierungsmissionen“ den Blick auf imperiale Situationen, in denen „selbst ernannte Zivilisierer“ ihre eigenen normativen Horizonte nicht mit den Interessen und Eigenarten der vermeintlich zu Zivilisierenden abzugleichen und im Konfliktfall zu revidieren bereit waren. Ihr Scheitern war dann nicht zuletzt Folge eines solchen von Osterhammel ausgemachten realitätsblinden „Normenautismus“.

Nicht auf diesen Grenzbezirk normativer Wirklichkeitsgestaltung, sondern auf symbolische Formen der Latenzzeugung, mittels derer Bereiche sozialer Realität unterhalb einer Wahrnehmungs- und Thematisierungsschwelle verbleiben, hoben von Schlögl verantwortete Forschungen zur politischen Kultur in der frühneuzeitlichen Stand ab. Der ökonomische und soziale Widerhalt politischer Entscheidungen wurde im städtischen Kontext verschleiert durch symbolisch geformte politische Verfahren, die mit einer ausschließlich meritokratischen Semantik grundiert waren. In der Ämterwahl wurde die „Herrschaftskomponente“ von Politik auf diese Weise ausgeblendet, ohne dass diese Verfahren sogleich einseitig als manipulatorischer Mummenschanz denunziert werden können. Rituale erzeugten hier vielmehr einen politischen Raum, dessen

Nahtstellen zugleich kaschiert wurden. Solche und ähnliche Diagnosen aus anderen Teilprojekten und Disziplinen gaben den Anstoß zu der Programmtagung des Kollegs, die zur Hälfte von Konstanzer Vortragenden getragen wurde. Mit dem etwas ausschweifenden Konferenztitel sollte ein historisch und systematisch zu entfaltendes Spektrum fehlgehender Wirklichkeitsbezüge, unvermeidlicher wie fataler kommunikativer Ausblendungen oder medial imprägnierter Verschleierungen und Verblendungen provisorisch eingefangen werden.

Umgesetzt wurde dieses Grundanliegen in drei Sektionen, die Schlögl und Möllmann in ihrer Einführung noch einmal kurz vorstellten. Zuvor distanzieren sie sich jedoch von einem in der Zeitschrift „Merkur“ jüngst – nämlich im Doppelheft Nr. 9/10 des 59. Jahrgangs aus dem September/Oktober 2005 – angeschlagenen sehnsuchtsvollen Ton, in dem einige Beitragende eine von allen Schleiern und Fiktionen gereinigte Realität (wieder)beschwören wollen. Statt wie der Berliner Zeithistoriker Paul Nolte mit einem Zurück vor den „linguistic turn“ zu kokettieren, sollten die methodischen Innovationen der Kulturwissenschaften ernst genommen werden – und dennoch nicht so getan werden, als hätte sich damit die Rede von „Verschleierungen“ und „Verblendungen“ kurzerhand erledigt. Die Differenz zwischen einer vermeintlich nackten, unverstellten Realität und einer sie verstellenden oder verschleiernenden Repräsentationsform müsse vielmehr historisiert werden. Entsprechende „Diskurse der Trennung“ (Michel de Certeau), in denen eine – nur scheinbar transhistorische – Kluft zwischen einer „Realität“ und ihren normativen und symbolischen Einfassungen in unterschiedlichen historischen Kontexten allererst gesetzt wird, sollten in der ersten Tagungssektion behandelt werden. Nur in dieser, historisch gewendeten Form sahen sich die Konstanzer Veranstalter in einer Linie mit der laut „Merkur“ gegenwärtig zu konstatierenden „neuen Sehnsucht nach Wirklichkeit“.

Die zweite Sektion setzte ihren Hauptakzent auf die kommunikativen Dimensionen des Konferenzthemas. Symbolanalysen betonen immer wieder die spezifische Fähigkeit von Symbolen, kommunikative Abläufe gleichsam zu „schmieren“ und explizite Reflexionsschleifen zu unterbinden. Gelingende symbolische Integration gründet in dieser Sichtweise nicht zuletzt auf der symbolisch verbrieften Gewähr, nicht immer alles, und schon gar nicht fortwährend die Grundlagen des Zusammenlebens thematisieren zu müssen. Symbole können Bezirke der sozialen Realität gegen ihre Explikation abdichten, einen gesellschaftlichen oder politischen Status quo gegen Einwände immunisieren und auf diese Weise bruchlose Harmonie imaginieren. Auf dieser Basis sollte sich die zweite Sektion insbesondere auf kommunikative Umschlagpunkte zwischen Latenz und Artikulation konzentrieren sowie Prozesse langsam hervortretenden Argwohns nachzeichnen, die kommunikative Entschärfungen sabotieren und den Akzeptanzschwund bestehender Latenzen einleiten. Während diese plötzlichen und schleichenden Entladungen grundsätzlich in sämtlichen sozialen Gefügen vorstellbar sind, sollte sich die dritte Sektion unter dem Titel „Entlarvungen und Offenlegungen“ gezielt solchen epistemischen Orten widmen, die sich auf das Durchschauen spezialisieren, wie z.B. investigative journalistische Berichterstattungen oder ideologiekritisch verfahrenende Gesellschaftsdiagnosen.

Als für Fachhistoriker besonders aufschlussreich erwies sich die zweite Sektion. Mit dem augusteischen Prinzipat und der Restauration in Frankreich nach 1815 wurde die kommunikative Logik zweier machtpolitischer Konstellationen behandelt. Die zentrale Finanzverwaltung der Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert bot eine bürokratiegeschichtliche und die Eigenart der interkulturellen Kommunikation französischer Konsuln im Maghreb während des 18. und 19. Jahrhunderts eine diplomatiegeschichtliche Perspektive auf die übergreifende Thematik kommunikativer Latenzen. Der Konstanzer Althistoriker *Ulrich Gotter* ging der Frage nach, „wer wen im augusteischen Prinzipat betrogen habe“. Das „kommunikative Rätsel der Macht des römischen Alleinherrschers“ löfete er schrittweise, indem er zunächst konstatierte, dass sich Augustus geradezu „penetrant“ auf dem Boden der alten republikanischen Traditionen bewegte. Hierbei sei es der traditionellen Elite freilich nicht entgangen, dass diese Inszenierung ihren realen Machtverlust nur verschleierte und nichts anderes als eine „Camouflage“ der alten Ordnung bedeutete. Insofern wirkte die Aristokratie – scheinbar paradoxerweise – sogar selbst daran mit, die neuen politischen Spielregeln des Prinzipats aufwändig zu ummanteln. Den sozialen Nutzen dieser Prozeduren konnte Gotter aufweisen,

indem er in einem weiteren Argumentationsschritt die Klientelgruppen als eigentliche Adressaten dieser augusteischen Herrschaftsinszenierung benannte und betonte, wie sehr das Klientelwesen auf einem ungebrochenen Glauben an den Einfluss der aristokratischen Führungsschicht fußte. Nur durch eine „systematische Verunklarung“ der realen Machtverhältnisse konnten Princeps und Elite nach außen hin eine auf Gleichrangigkeit gegründete Beziehung zur Schau stellen, die für die Stabilität des Klientelwesens unabdingbar war. Im Kern lief dieses Arrangement, so spitzte Gotter seine These zu, auf ein „Klassen-Theater“ hinaus, dessen Sollbruchstellen auf der Bühne, also in der stets prekären Interaktion zwischen Princeps und Aristokratie zu finden waren.

Die Neuzeithistorikerin *Natalie Scholz* (Amsterdam / Köln) überschrieb ihren Vortrag ebenfalls mit einer Frage. Unter dem Titel „Wie vergisst man die Revolution?“ entschlüsselte sie die ästhetischen Verfahren, mit denen die Französische Revolution in der Symbolwelt der Restauration als unaussprechliches Ereignis präsent – und also latent – gehalten wurde. Die Domestikation der Revolution vollzog sich, so ihre erste, an Peter Brooks anknüpfende zentrale These, vor allem im Modus des Melodrams, dessen narrative Struktur zahlreichen Oden und Elogen anlässlich der Rückkehr der Bourbonen unterlegt war. Düstere Vergangenheit, göttliche, erlösende Intervention, Glück verheißende Gegenwart der restaurierten Monarchie – dieses an das Melodram angelehnte Ablaufmuster erlaubte Scholz zufolge die wirkungsästhetische, vor allem in Gefühlen des Erstaunens und der Erschütterung gegründete Bändigung der revolutionären Vergangenheit. Das Ereignis des Königsmordes dagegen sträubte sich gegen seine melodramatische Einhegung und wurde, so die zweite wichtige These von Scholz, mittels der Figur der Marie-Thérèse, Herzogin von Angoulême, Tochter Ludwig XVI. und Marie-Antoinettes, symbolisch bearbeitet. Die Herzogin hatte während der Revolution die Hinrichtung ihrer Eltern erlebt und danach ihren Onkel, den späteren König Ludwig XVIII., im Exil häufig begleitet. Erzählt als scheinbar politikfernes, empfindsames Drama, gab ihre gefühlig aufgeladene Geschichte Gelegenheit, auch die Hinrichtung ihres Vaters in den Symbolhaushalt der Restauration einzuschleusen, und zwar auf eine Weise, die – so Scholz – „die Erinnerung an das Verbrechen des Königsmordes mit der Idee gesellschaftlicher Versöhnung zu verschmelzen“ erlaubte.

Einer zwar alles andere als gefühlsseligen, aber auch keinesfalls drögen Materie widmete sich der Konstanzer Frühneuzeithistoriker *Mark Hengerer* mit der habsburgischen Finanzverwaltung im 16. und 17. Jahrhundert. Sein medientheoretisch inspirierter Rundgang durch die Bücher und Korrespondenzen, Instruktionen und Sitzungen, Kassen und Schlussabrechnungen einer frühneuzeitlichen Finanzbürokratie stieß zuhauf auf abgedunkelte Winkel und förderte in seiner beinahe radikalen Konzentration auf die kommunikativen Vollzüge des bürokratischen Geschehens eine allortigen waltende und selten durchschaute Doppelbödigkeit zutage: Zahlungsanweisungen wurden ausgestellt, aber nicht ausgeführt, Hierarchien von Amtsträgern festgelegt, im Tagesgeschäft aber nicht umgesetzt (da die Entscheidungen in den von Hengerer ausgewählten Stichproben durchweg von der untersten Ebene der Sache nach vorentschieden wurden), Gutachten wurden geschrieben, aber fortwährend reformuliert, Kontrollen des Kassenstandes verbindlich vorgesehen, die Kassenschlüssel aber nicht herausgerückt. Hengerers eindruckliche Schilderung lenkte den Blick zugleich auf ein methodisches Problem, das die ganze Tagung wie ein roter Faden durchzog: Was wussten die Akteure? Was sahen die Beteiligten nicht, was die historische Analyse an den Tag bringt? Und vor allem: Ist die Rede von „Verschleierungen“ und „Verblendungen“ auch dann noch am rechten Platz, wenn die Zeitgenossen sie selbst nicht nachvollziehen könnten und ihre Handlungen ganz anderen Maßstäben unterstellten?

Diese methodisch reizvollen (wenn auch nahe liegenden) Bedenken evozierte auch *Christian Windlers* Vortrag. Der Berner Frühneuzeithistoriker untersuchte am Beispiel französischer Konsuln im Maghreb in der Zeit von 1700 bis 1840 Fälle von „Verschleierung und diplomatischer Kommunikation in interkulturellen Kontexten“, wie sie insbesondere in Zeremonien des Gabentauschs zum Ausdruck kamen. Diplomatische Eklats waren rar gesät. Ähnlich wie bei Gotters Rekonstruktion des augusteischen Prinzipats trat auch in Windlers Ausführungen schnell zutage, dass die Beteiligten lange Zeit im klaren Wissen um ihre normativen Differenzen sich gegenseitig Einträchtigkeit vorgaukelten, um – wie Windler immer wieder betonte – „das

Gesicht zu wahren“ und ihre Beziehungen ohne Friktionen fortsetzen zu können. Besonders augenfällig trat dies freilich in dem Augenblick hervor, als die Europäer im Gefolge der Revolutionen des 18. Jahrhunderts von dieser bisher gepflegten Strategie des Ausgleichs abrückten und auch gegenüber den Barbaren auf die universale Gültigkeit ihrer normativen Überzeugungen zu pochen begannen – und sich dies macht- und wirtschaftspolitisch auch leisten konnten! Damit bewegte sich Windler sehr exakt und anschaulich auf dem vom Tagungskonzept vorgezeichneten Grenzverlauf zwischen Latenzen und Artikulationen, das den Kern der zweiten Sektion ausmachte.

Die epistemischen Orte der „Entlarvungen und Offenlegungen“, die in der dritten Sektion besprochen wurden, waren leider schon bei Tagungsauftritt um die Hälfte dezimiert. Der Frankfurter Sozialphilosoph Axel Honneth, eingeladen, um zur Epistemologie der Gegenwartsdiagnostik zu sprechen, war terminlich verhindert, und auch die Braunschweiger Historikerin Ute Daniel, deren Vortrag unter dem Titel „Wie entlarvt man den Krieg? Zur Geschichte der Kriegsberichterstattung“ angekündigt war, musste kurzfristig einer anderen Verpflichtung nachkommen. Den Anfang machte hier der Bochumer Germanist *Michael Niehaus*, der den großen Aufwand nachzeichnete, der in unterschiedlichen institutionellen und medialen Rahmungen erbracht werden muss, um Geständnisse als solche überhaupt erst auszuweisen, unmittelbar gefolgt von einem slawistischen Schlussakkord, den *Susi Frank* (Konstanz) mit ihrem Vortrag zur fotografischen und literarischen Dokumentierung des Krimkrieges setzte. Frank zeigte, wie sich im Zuge dieses ersten „Medienkrieges“ (Ulrich Keller) eine europäische Presseöffentlichkeit konstituierte, die auf dem Erkenntnisprinzip der Augenzeugenschaft und der so authentifizierten Gattung der illustrierten Reportage gründete. Selbst in Russland und damit in einer „bis dato vollkommen bilderlosen Medienlandschaft“ gewannen bildliche Darstellungen im Verlaufe dieses Krieges an Bedeutung. Sie orientierten sich vornehmlich an bereits etablierten westeuropäischen Konventionen, die sich auf diese Weise zu einer gesamteuropäischen „Topik des Krimkrieges“ verdichten konnten. Parallel hierzu jedoch und anders als in Westeuropa fungierte in Russland die Literatur als der Ort, an dem die epistemischen Grundlagen der Augenzeugenschaft reflektiert und bis an ihre Grenzen getrieben wurden, wie Frank in ihren Analysen zu Lev Tolstoj's „Sevastopoler Erzählungen“ exemplarisch vorführen konnte.

*Rudolf Stichwehs* eigener Vortrag war in der ersten Sektion platziert. Er setzte sich kritisch mit einer von der soziologischen Systemtheorie gepflegten Form der Trennung zwischen „Gesellschaftsstruktur und Semantik“ auseinander. Wenn Selbstbeschreibungen von Systemen sich in der Gestalt von Kommunikationen vollziehen, ließe sich kein kategorialer Unterschied zwischen diesen Selbstbeschreibungen und den operativen, ebenfalls kommunikativen Vollzügen von Systemen ausmachen. Sie könnten dementsprechend auch nicht fehlgehen und strukturelle Realitäten verschleiern. Wenn zudem, wie bei Niklas Luhmann, soziale Strukturen und Semantiken (als bewährte Formen der Selbstbeschreibung) in gleicher Weise über den Begriff der „Erwartung“ definiert würden, verbiete es sich, das Verhältnis zwischen Gesellschaftsstruktur und Semantik in einer „Sprache der Korrelation“ zu beschreiben. Stichweh schlug stattdessen vor, dieses Verhältnis als Differenz von Aktualität und Potentialität zu denken, und formulierte vier mögliche Beziehungen: Semantiken können strukturelle Vollzüge rekonstruieren, antizipieren, normativ fordern sowie performativ hervorbringen. Im letzten Fall fielen Semantik und Struktur ineinander und würden ununterscheidbar.

In einem alternativen, nämlich anthropologisch und phänomenologisch geprägten Idiom zwar, aber der Sache nach sehr ähnlich argumentierten die beiden Konstanzer Soziologen *Michael Müller* und *Hans-Georg Soeffner*. Am Beispiel von Oscar Wilde und Andy Warhol zeichneten sie unterschiedliche Strategien nach, mit deren Hilfe die „relativ natürliche“ (Max Scheler) Anschauung demontiert wurde, hinter menschlichen Akteuren und ihren Stilisierungen gäbe es noch realitätsgesättigte Identitätskerne, die ein „eigentliches Selbst“ jenseits der Darstellungsform ausmachten. Wie Stichweh legten sie ihren Schwerpunkt also auf das Kollabieren einer Unterscheidung, nicht auf deren Genese und Vollzugsweise. Im Fall von Oscar Wilde zeigte sich allerdings auch sehr deutlich, wie mächtig diese zu seinen Lebzeiten „eingespielte Unterscheidung zwischen äußerer Erscheinung und wirklicher Person“ wirkte, denn seine Versuche, die Vorstellung von individueller

Authentizität zu destruieren, wurden zeitgenössisch, so der Befund Müllers und Soeffners, als bloße „Maske-  
rade und Narretei“ rezipiert und gerade nicht als Ermunterung, die gewohnte Trennung von Schein und Sein  
zu hinterfragen.

Einem bis heute wirksamen wissenschaftsgeschichtlichen Authentizitätsdiskurs wandte sich die Frankfurter  
Rechtshistorikerin *Marie Theres Fögen* zu und stieß damit zugleich in das dunkle Herz der Geschichtswissen-  
schaft vor. Sie rekonstruierte zunächst eine Kontroverse um die Datierung und die Authentizität des  
römischen Zwölftafelgesetzes, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der Alten Geschichte und  
der rechtshistorischen Romanistik ausgetragen wurde. Die Vehemenz, mit der trotz gegenteiliger Befunde an  
der historischen Echtheit der Zwölf Tafeln festgehalten wurde, sah Fögen in ihrem Status als „Rechtsquelle“  
und „Gründungsdokument des römischen Rechts und der europäischen Rechtskultur“ begründet. Ihre Echt-  
heit zu hinterfragen, hätte für ihre Apologeten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bedeutet, die  
Geltung des Rechts selbst anzuzweifeln. Wenn freilich, so fuhr Fögen fort, eine altertumswissenschaftliche  
„Orthodoxie“ noch heute fortfahre, die „imaginierten“ Zwölf Tafeln für authentisch zu halten, so sei dies auf  
eine „den ‚wahren Fakten‘ verpflichtete Geschichtsphilosophie“ und einen damit einher gehenden „ontolo-  
gischen Wahrheitsbegriff“ zurückzuführen. Auf diese Weise sei es der Geschichtswissenschaft zwar einst  
gelungen, sich als Wissenschaft überhaupt erst zu konstituieren, epistemologisch argumentiere sie jedoch  
nicht mehr auf der Höhe der Zeit, wenn sie hartnäckig an der Existenz einer „beobachterunabhängigen  
Realität“ festhalte und die Kontingenz des historischen Geschehens nicht in ihr Selbstverständnis einbaue. Ob  
die Geschichte auch ohne einen überfälligen Umbau ihrer epistemologischen Grundlagen noch Wissenschaft  
bleiben könne – diese Frage wollte Fögen unbeantwortet lassen. Und dem ist an diesem Ort wohl nichts mehr  
hinzuzufügen.

Christopher Möllmann (Konstanz)

Kontakt:

SFB 485 „Norm und Symbol“

Universität Konstanz

Fach D 173

78457 Konstanz

Tel.: 07531-884019

Fax: 07531-884410

E-Mail: [sfb485@uni-konstanz.de](mailto:sfb485@uni-konstanz.de)

### Copyright

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2006.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39

E-Mail: [info@ahf-muenchen.de](mailto:info@ahf-muenchen.de), Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

### Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2006, Nr.123

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/123-06.pdf>